
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 238. Bromberg, den 18. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(17. Fortsetzung.)

„Ihr Verschwinden zwingt sie, über den Besuch, den sie knapp vor seinem Tode ihrem Vater machte, Rechenschaft abzulegen", war die vorsichtige Antwort.

„Sie wollen sie also verhaften?"

„Ja."

„Wissen Sie, wo sie sich befindet?"

Schnelle Überlegung der Sachlage brachte Barrant zu der Erkenntnis, daß es nicht schaden konnte, dem Anwalt die karge Wahrheit zu enthüllen.

„Sie ist in London. Ich fand ihre Spur in Paddington."

Brimsdown erkannte, daß, da der Detektiv so viel wußte, es ihn der Notwendigkeit enthob, die Tochter des Verstorbenen zu verraten. Erleichterung löste seine Lippen.

„Es scheint unglaublich, daß sie schuldig sein sollte." Er sprach und dachte an Sisilys weiche Züge, die er in jener Nacht gesehen hatte.

„Es ist schwer anzunehmen, daß jene Abdrücke auf dem Arm von ihr herrühren", sagte er noch.

„Wie denken Sie darüber?" fragte der Detektiv schnell, in geändertem Ton.

Zu spät erkannte der Anwalt, daß er, entgegen seinem Schweigen Charles Turold gegenüber, nun zuviel gesprochen hatte. Er zögerte, doch sein Zögern half ihm nicht. Denn blitzschnell war Barrant im Bilde. „Zeigte Charles Turold Ihnen die Spuren, als ich Sie mit ihm im anderen Zimmer traf?"

Herr Brimsdown gab dies zu und sagte erläuternd, der junge Mann habe auf jene Spuren hingewiesen, weil er von Sisilys Unschuld überzeugt sei.

Mit ungeduldiger Handbewegung tat Barrant die Meinung des jungen Turold ab. „Wer erzählte ihm von den Druckspuren?" fragte er.

Auch Herrn Brimsdown war vorhin der Gedanke gekommen, doch er hatte ihn nicht ausgesprochen. „Wie lange wissen S i e darum?" fragte er.

„Seitdem ich den Leichnam eingehend betrachtete: Zu solcher Betrachtung aber war für Charles Turold kein Anlaß. Möglich, daß Dr. Ravenshaw es ihm sagte. Ich muß ihn danach fragen."

„Dies ist ein furchtbares, unerklärliches Verbrechen", sagte Herr Brimsdown, bestrebt, den Gedanken des anderen eine andere Richtung zu geben, „aber hat es wirklich die Tochter verübt? Und wenn sie es tat: Wie konnte sie aus dem Zimmer flüchten, nachdem sie es von innen verschlossen hatte? Durch die Fenster hier zu entkommen, ist ganz unmöglich."

Er trat an das Fenster und sah einen Augenblick hinab auf das rastlos schäumende Meer. Dann fragte er:

„Verdächtigen auch Sie etwa Thalassa?"

Der Detektiv maß ihn behutsamen Blicks. „Warum fragen Sie das?" fragte er leicht zurückhaltend.

„Es könnte manches — rechtfertigen."

Barrant schüttelte den Kopf in einer Weise, die nicht ganz eine Verneinung in sich barg. Wohl wollte er des Anwalts Gedanken ergründen, doch war er nicht willens, im Tauschweg die seinen zu verraten.

„Glauben Sie, daß Robert Turold jene Geschichte über seine Ehe erfand?" fragte er plötzlich.

„Zu welchem Zweck?"

„Er wollte seiner Tochter die Erbfolge abschneiden. Die Meldung über seiner Frau erste Ehe scheint mir ein wenig zu geschickt gemacht. Wo sind die Belege?"

„Sie sprächen anders, hätten Sie Robert Turold gekannt", sagte der Anwalt und trat vom Fenster zurück. „Er war zu sehr darauf bedacht, den Titel zu erringen, als daß er die Nachfolge durch Aussprengung falscher Berichte gefährdet hätte. Er hatte Belege, — ich bezweifle es nicht im geringsten. Ich glaube, daß sie sich zur Zeit, da er der Familie die Mitteilung machte, im Hause befunden haben."

„Wo wären sie dann jetzt?"

„Sie mögen gestohlen worden sein."

„Aus welchem Grund?"

„Aus Interesse."

„Das meiste Interesse daran mußte Robert Turolds Tochter haben", sagte Barrant nachdenklich. „Diese Vermutung fällt mit der Annahme ihrer Schuld zusammen. Es hieß, Robert Turold verwahre wertvolle Dokumente in der alten Wanduhr, die in jener Nacht auf dem Boden gefunden wurde. Offenbar strebte er im Sterben auf sie zu und riß sie fallend nieder. Warum aber? Seine Tochter mochte geahnt haben, daß die Beweise für ihre Illegitimität sich hier befänden. Möglicherweise wollte sie sich ihrer bemächtigen. Ihr Vater mühte sich, es zu verhindern, und sie schoß nach ihn."

„Diese Annahme erklärt aber nicht die Fingerabdrücke", meinte der Anwalt.

„O doch, denn von allem Anfang an wurde vermutet, daß sich gleichzeitig noch jemand im Zimmer befand, — oder unmittelbar danach."

„Thalassa?"

„Ja, Thalassa. Er weiß von den Ereignissen jener Nacht mehr, als er zugeben will. Ich fange ihn aber dennoch."

„Dies alles aber erklärt doch den Brief nicht", sagte der Anwalt ernst.

„Robert Turold konnte wohl schwerlich ahnen, daß seine Tochter ihn ermorden wollte. Und selbst wenn er es voraussah, hätte ihn dies nicht veranlaßt, jenen Brief mit dem seltsamen Postskript zu schreiben, aus dem hervorgeht, daß zur Zeit, da er es schrieb, ihn jähe Angst vor gewaltiger, schrecklicher Gefahr ergriffen hatte. Und war Thalassa wirklich hineinverwickelt: wozu das Märchen vom Selbstmord, wenn er dann einen Brief aufgab, der es hinfällig machen mußte?"

„Wir wissen nicht, ob Thalassa den Brief beförderte, — Robert Turold selbst mag ihn aufgegeben haben. Und was Ahnungen anlangt —"

Barrant hielt inne, wie von einem plötzlichen Gedanken befallen, stand auf und schritt dorthin, wo die zerbrochene Haubenuhr wieder an ihren Platz gestellt worden war. Er betrachtete sie schweigend und fragte: „Halten Sie sie für einen guten Zeitmesser?"

„Offenbar. Die alten Uhrmacher arbeiteten genau. Dies Stück hier ist eine wundervolle alte Haubenuhr, deren Periode einen Markstein in der Geschichte der Uhrmacherkunst bedeutet."

„Sie verstehen sich gut auf alte Uhren."

Herr Brimsdown ritt, nun er es einmal bestiegen hatte, unaufhaltsam sein Steckenpferd. Er sprach von Uhren und deren Erzeugern, und Barrant hörte schweigend zu. Der Gegenstand war für ihn nicht ohne Reiz, denn er eröffnete neue Gedanken in bezug auf die Haubenuhr, von der die Rede war. Er sah auf. Herr Brimsdown sprach über Zifferblätter und Pendel. Da fuhr Barrant jäh mit der Frage dazwischen:

„Können Sie, der Sie so viel über alte Uhren wissen, vermuten, was Robert Turold bei dieser getan haben mag? War das Werk verdorben, wollte er es richten?"

„Robert Turold dachte schwerlich daran, im Sterben eine alte Uhr richten zu wollen", entgegnete Herr Brimsdown mit raschem Blick. Dieser besagte, daß der Anwalt vollkommen begreife, es gebe einen anderen Grund, der seinen Gefährten zu dieser Frage veranlasse.

„Auf dem Zifferblatt ist ein Blutfleck", sagte Barrant.

„Rührt er von einer rechten oder einer linken Hand her?"

„Die rechte Hand ruhte auf der Uhr. Warum fragen Sie?"

Zögernd erwiderte Brimsdown: „Mir kam der Gedanke, daß Robert Turold aus anderer Ursache an die Uhr trat, — nicht der Dokumente wegen. Vielleicht war sein letzter Gedanke, den Namen des Mörders auf das weiße Zifferblatt der Uhr zu schreiben."

„Mit seinem Blut? Ein sehr melodramatischer Einfall! Er hatte Feder und Papier vor sich, falls er das tun wollte. Doch er wurde niedergeschossen, als er schrieb, vergessen Sie das nicht!"

Nach dieser Feststellung ward es still zwischen ihnen, bis Barrant bemerkte, es sei nun spät geworden und er müsse nach Penzance zurück. Herr Brimsdown machte nicht Miene, ihn zu begleiten. Da nickte Barrant leicht zum Abschied und verließ das Zimmer ohne ein weiteres Wort.

In tiefste Gedanken versenkt stieg er hinab. Da sah er Thalassa, der Dr. Ravenshaw an den Haupteingang begleitete. Er hörte die Stimme des Arztes:

„Sie darf unter keiner Bedingung allein gelassen werden, — verstehen Sie mich recht. Es muß ständig jemand um sie sein."

„Ich kann niemanden auftreiben", entgegnete Thalassa.

Dr. Ravenshaw wollte noch etwas sagen, doch sein Auge fiel auf den herabsteigenden Detektiv. Barrant machte ihm ein Zeichen, und der Doktor wartete im Flur, bis er kam. Barrant streifte flüchtigen Blicks Thalassa, dann trat er mit dem Doktor in das Empfangszimmer. Ehe er aber sprach, schloß er die Türe.

„Doktor", fragte er dann, „sprachen Sie zu irgend jemand über jene Spuren an Robert Turolds Arm?"

„Zu niemandem", sagte der Doktor schnell und sah auf. „Warum fragen Sie?"

Barrants Beruf jedoch war es, Fragen zu stellen, und nicht, solche zu beantworten. Er überhörte die von Dr. Ravenshaw.

„Dann ist noch etwas, Doktor", fuhr er fort. „Einer der Küstenfischer weiß zu sagen, daß, wenn Robert Turold über das Moor ging, er mit langen Schritten heimzueilen pflegte, wie einer, der fürchtet, verfolgt zu werden. Merkten Sie jemals diese Eigenheit an ihm?"

„Ich merkte wohl, daß er schnell zu schreiten pflegte."

„Das war mehr als ein schnelles Schreiten, es muß, des Fischers Erzählung zufolge, fast ein Laufen gewesen sein, — und dabei sah er über die Schulter zurück."

„Das bemerkte ich nie, doch bei einem Mann von Robert Turolds Beschaffenheit würde es mich nicht überraschen."

„Fürchtete er Verfolgung, — verborgene Gefahr?"

„Das weiß ich nicht. Er mag an Platzangst gelitten haben."

„Was verursacht Platzangst?" fragte Barrant.

„Nervenzerrüttung, — eines der Symptome vorgeschrittener Neurasthenie."

„War Robert Turold Neurastheniker?"

„Sein Nervensystem war durch die Monomanie einer fixen Idee reizbar und schwach geworden", war die Entgegnung. „Zuviel Konzentration auf ein Gebiet, so daß alle andern menschlichen Interessen ausgeschaltet wurden."

„Wie geht es Ihrer Patientin?" gab Barrant dem Gespräche eine plötzliche Wendung.

„Welche Patientin meinen Sie, — Frau Thalassa?" fragte Dr. Ravenshaw einigermaßen überrascht.

„Ja, ich entnahm Ihrem Gespräch mit Thalassa, daß Sie sie ärztlich behandeln."

„Das tue ich seit Herrn Turolds Tod."

„Sie ist in seltsamer Verfassung", meinte Barrant nachdenklich. „Ich befragte sie kürzlich über manches, konnte aber nichts von ihr erfahren. Sie scheint fast verblödet zu sein."

„Ihre Intelligenz war nie überragend, und nun trägt sie die Folgen eines argen Schreckens. Sie müßte gepflegt und überhaupt von hier fortgebracht werden, doch ihrem Manne ist das vollkommen gleichgültig."

„Halten Sie ihren Zustand für besserungsfähig?"

„Es ist unmöglich, das vorauszusagen."

„Wodurch wurde Ihrer Ansicht nach der Schreck verursacht?"

„Ich möchte auch hierüber nicht gern eine Meinung äußern", sagte Dr. Ravenshaw ernst. Er sah im Sprechen nach seiner Uhr. „Ich muß nun gehen", sagte er.

Vom Küchenfenster aus beobachtete Thalassa sie beide: er sah den Arzt energisch den Klippengrund durchschreiten und sah den Detektiv gesenkten Hauptes langsam durch das Moorland gehen. Als sie verschwunden waren, stand er lauschend still. Oben durchsuchte der Anwalt das Arbeitszimmer, und dies entriß ihn seinem Sinnen. Er schloß die Tür. Dann stand er und sah in das Treppenhaus hinauf, unentschlossen und müde.

22. Kapitel.

Oben durchstöberte Herr Brimsdown unentwegt die Papiere Robert Turolds nach den Belegen für die Behauptung, die jener bezüglich seiner Ehe aufgestellt hatte. Der Anwalt glaubte an ihr Bestehen, und daß er sie nicht fand, brachte ihm die verspätete Erkenntnis, daß auch er sehnlichst gehofft hatte, Sysily sei unschuldig. In Erinnerung an ihre Züge hatte er diese geheime Hoffnung genährt. Nicht gefühlsmäßig geschah dies (so dachte Herr Brimsdown). Vielmehr aus der Weltweisheit des Mannes heraus, dessen Beruf ihn angehalten hatte, im Menschenantlitz lesen zu lernen. Sisilys Gesicht, das er sich nun vergegenwärtigte, hatte an jenem Abend in Paddington traurig und ein wenig furchtsam dreingeblickt, doch in seinem klaren Ausdruck lag nichts Böses.

Das Verschwinden gewisser Dokumente aber, die offenbar aus diesem Zimmer hinweggebracht worden waren, wog im Beweisverfahren gegen Sisily schwerer als ihr unschuldsvoller Blick. Doch es erklärte beispielsweise nicht die Abdrücke am Arm des Toten und seinen verspätet angelangten Brief. Der Brief! Wie war er zu erklären? War er nicht ein ebenso triftiger Beweis für Sisilys Schuldlosigkeit, wies er nicht deutlich auf eine verborgene Rächergestalt, die Robert Turold zwar früh genug bemerkt hatte, um Todesahnung zu empfinden, wohl aber zu spät, um das Verhängnis abwenden zu können?

Es gab noch andere Dinge zu bedenken. Was bedeutete das schlaue, heimliche Zeichen, mit dem Austin Turold an jenem Nachmittag seinem Sohn zugewinkt hatte? Eine Warnung offenbar, — doch zu welchem Zweck? Herrn Brimsdown war dies unerfindlich. Bei Betrachtung jenes Zwischenfalles mußte er des ruhelosen, unglücklichen jungen Mannes gedenken, der, im Nebenzimmer am Bettrand stehend, ihm die Spuren am Arm des Toten gewiesen hatte. Selbst während seiner heftigen Beteuerung von Sisilys Unschuld hatte Brimsdown den Eindruck, daß er etwas verschweige. Was wußte Charles Turold? War sein Vater

Mitwisser des Geheimnisses? Herr Brimsdown wußte keine Antwort auf diese Fragen, doch ihn betäubte schier die Flut anderer Gedanken und Zweifel, die sie in ihm auslösten. Er überlegte, daß die Turolds, Vater und Sohn, schließlich diejenigen waren, die aus dem Tod ihres Verwandten den größten Vorteil zogen. Der Vater kam unerwartet in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens, das später dann auf den Sohn überging. Und Austin Turold war scheinbar nicht sonderlich geneigt, seines Bruders Bemühungen zur Erlangung der Baronie fortzusetzen.

Dies waren unwiderlegliche Tatsachen. Wohin aber mußten sie führen? Das Ärgerliche war, daß die Einzelheiten des Falles, soweit sie bekannt waren, sich nicht glaubhaft aneinander reihten. Es gab viel, das noch verborgen lag, — davon war Herr Brimsdown überzeugt.

Das Geräusch einer geöffneten Tür und ein Schatten auf der Schwelle schreckten ihn aus seinem Sinnen. Er schaute auf und sah Thalassa, der ins Zimmer trat, den Blick auf ihn gerichtet.

„Nun, Thalassa," sagte er, „was wollen Sie?"

„Sie etwas fragen", war die Antwort. „Und zwar dieses: Jeder ist nun auf sich gestellt, — seit er ging." Er wies mit dem Daumen in die Richtung des Nebenzimmers. „Er mietete dies Haus für ein Jahr, und für so lang wird wohl die Miete bezahlt sein. Darf ich ein wenig hierbleiben? Ich glaube, es liegt an Ihnen, ja oder nein zu sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer in Monte Carlo.

Skizze von **Paul Elbogen.**

Nein, so weit war Peter nicht. Was konnte schließlich geschehen, auch wenn der letzte Frank verspielt war, verschlungen von dieser Höllenmaschine da drinnen im Casino. Noch hatte er seine kleine süße Frau, die nun ruhig neben ihm auf der Bank schlief, ermüdet von der Aufregung und dem Trubel dieses Abends. Nein, nicht erschießen, nicht aufhängen — man war jung und lustig, obwohl man also diese achttausend Franken verloren hatte. Er würde für sich und Bianca die „Viatique" verlangen und mit langer Nase heimfahren, statt die große Italien- und Ägyptenreise zu unternehmen. Na, keine schöne Hochzeitsfahrt, die an der ersten Station abriß! Er atmete tief und stöhnend auf.

Da kam durch das Halbdunkel des Parks eine kleine, gebückte Gestalt auf ihn zu, ein sehr alter Herr: „Gestatten Sie, daß ich mich neben Sie setze, junger Herr". Seine Stimme klang dünn und gleichsam durchscheinend. Er setzte sich mühsam, Bianca war bei seinen ersten Worten erwacht. „Ich heiße Milhaud, wohne im „Des Princes". Ich habe gesehen, daß Sie viel verloren haben. Sie können mir einen Gefallen tun und sich selbst auch." Peter wollte mit abweisender Gebärde aufstehen. „Nur keine Angst, junger Herr", der Greis putzte geschlossenen Auges die Brille, „nichts Ehrenrühriges, ganz einfach, eins, zwei, drei, ich bitte Sie, mir Ihre Jugend für ein paar Abende zu leihen, für mich zu spielen. Ich habe ein unfehlbares System heute nach Jahren entdeckt, aber ich bin 76, zu alt, zu nervös, Sie verstehen? Ich gebe Ihnen Geld, soviel Sie wollen. Was Sie gewinnen, gehört natürlich nicht Ihnen, aber ich gebe Ihnen zehn Prozent. Das ist doch anständig für ein risikoloses Geschäft, nicht wahr?"

Peter war aufgesprungen: „Sie machen sich doch zweifellos einen Spaß mit mir, verehrter Greis", lachte er. „So etwas gibt es doch nicht, wie?" Die junge Frau lachte nun auch: „Warum, Peterchen? Ich finde den Vorschlag Monsieur Milhauds unwahrscheinlich, aber möglich. Ach, spielen, wieder spielen! Und mit viel Geld! Herrlich! Vielleicht gewinnen wir, ja wir werden sicher gewinnen und diese ekelhafte Viatique nicht brauchen!"

„Gut", Peter ergriff die Hand des Alten, „ich will es versuchen. Wann können wir beginnen?" Der Greis vollführte eine theatralische Geste gegen das Casino hin: „Jetzt, wenn Sie wollen. Es ist erst zwölf Uhr", — „Eben überlege ich mir, sagenumwobener Wohltäter, daß ich ja das Geld habe und Sie mich also nicht einmal um die zehn Prozent prellen können. Wenn ich Ihnen aber mit dem Geld durchbrenne?" — „Oh, ich sehe Ihnen an, daß Sie einen alten Mann nicht betrügen werden. So, hier sind vorläufig hunderttausend Franken, kaufen Sie sich Plaques dafür! Hier ist ein Papier. Auf dem steht, wie Sie zu setzen haben. Sehr einfach. Sie verdoppeln immer bis zum Höchstsatz, dann gibt es ein paar kleine Abweichungen. Das ist alles. Ich werde in den ersten Minuten hinter Ihnen sein, dann finden Sie mich im Hotel: Milhaud, Marcell Milhaud, Zimmer 178. Gehen wir!" —

Peter saß neben seiner Frau am Roulettetisch. In seinem jungen Gesicht war ein erstauntes und unbeschreibliches heiteres Lachen erstarrt. Er gewann und verlor abwechselnd. Milhaud hatte ihm zugenickt und war dann verschwunden, als er sah, daß Peter seine Sache richtig machte. Nun begann eine Glücksserie: Er gewann, gewann, gewann, zehntausend, zwanzigtausend, vierzig-, fünfzig-, achtzigtausend. Längst hatte er die hunderttausend verdoppelt. Der halbe Tisch setzte ihm nach, Bianca berührte seinen Arm. Er fühlte, wie sie bebte. Wie war es denn anders möglich! Er konnte immer verdoppeln, begann mit fünf, setzte, wenn er verlor, zehn, dann zwanzig, vierzig, achtzig, hundertsechzig bis zum Höchstsatz. Das konnten wenige. Und wie selten kam eine Serie, die ihn den Höchstsatz verlieren ließ! Wieviel Uhr war es? Gleichgültig! Weitersetzen! Laufe Kügelchen, zehn Prozent gehören mir von diesem Wundergeld. „Nur Ziffern", hatte der Alte gesagt. Peter setzte sein Geburtsdatum, das seiner Frau, seinen Hochzeitstag (vor acht Tagen). Was nun? Wann war die Mutter geboren? Am 18. Mai. Also: Achtzehn. Fünf Franken, zehn, zwanzig, vierzig, achtzig, hundertsechzig, dreihundertzwanzig. Der ganze Tisch, sogar der Croupier sah auf die beiden jungen Leute, die unermeßlich reich sein mußten, vielleicht Kinder von Dollarmillionären. Sechshundertvierzig verloren, Wahnsinn, nur auf einzelne Ziffern zu setzen! Von sechsunddreißig mußte gerade diese eine kommen? War ja nicht sein eigenes Geld, gehörte ja dem Herrn Märchenonkel. Wieder verdoppeln! Tausendachtzig auf Ziffer Achtzehn! Die Kugel rollte, rollte, rollte . . . „Achtzehn", sagte der Croupier mit seiner halblauten Geschäftsstimme, der einzig unerregten im Saale, und schob Peter sechsunddreißigmal seinen Einsatz mit der Harke hin. Fast dreihunderttausend Franken lagen vor ihm. Es flimmerte ein wenig vor seinen Augen, aber es war nicht der Glanz des Metalls. Weiterspielen! Bianca hatte seinen Arm umklammert. Ihr Atem hauchte an seinem Ohre. Der ganze Tisch war elektrisch geladen. Noch spielten einige ganz harte Spieler ihr System. Aber die Meisten setzten Peter nach. Und er gewann wieder, nachdem er etwa fünfzigtausend verloren hatte. Gewann, gewann und stand um vier Uhr morgens wankend auf, hängte sich in seine kleine Frau ein, hörte nicht die ihm nachgerufenen Scherze und Glückwünsche, nicht die Stimmen der Bettler, sprach kein Wort, schwankte, etwa eine halbe Million unter dem Arm, hinaus aus diesem Inferno, in die Luft, unter den schwarzen Himmel und fiel draußen lachend und nervös kichernd auf eine Bank im Palmenschatten. Bianca umarmte ihn, ihr Gesichtchen war bleich im Mondenschein: „Wir müssen morgen früh sofort im Hotel das Geld abliefern" — „Natürlich, kleines Mädchen, am liebsten würde ich's sofort hintragen, aber der alte Vogel schläft doch längst fest und friedlich." — „Nein — ich habe Sie erwartet", die Stimme des Greises, brüchig wie Marienglas, tönte hinter ihnen. „Bitte nur um den Gewinnst, hunderttausend bleiben für morgen, vierzigtausendzweihundertzwölf Franken sind Ihr Verdienst, ich glaube mich nicht verrechnet zu haben." Peter und Bianca waren aufgefahren: „Ja, stehen Sie denn mit dem Satan im Bunde, oder sind Sie es selbst? Ich habe doch nichts mit Blut unterschrieben!" Der Alte kicherte: „Ich habe Ihnen nicht ganz getraut und bin in der Nähe des Tisches geblieben." Peter zählte das Geld auf die Bank, ihm blieb wirklich ungefähr die Summe, die Milhaud genannt hatte. „Ich wollte Sie nur verblüffen, junger Herr", lachte der Greis, „also, auf morgen?" — „Nein", Peter wollte nicht. „Danke, nein, seien Sie mir nicht böse, Monsieur Milhaud, aber wir haben genug. Wir sind auf der Hochzeitsreise, wir wollen nach Ägypten oder Algerien, über Sizilien oder Marseille. Mir ist das Ganze zu aufregend. Vielen Dank für Ihre Freundlichkeit!" Der Alte zuckte die mageren Schultern: „Muß ich mich nach einem anderen Mitarbeiter umsehen. Schade! Wer weiß, ob man

mich armen alten Mann nicht betrügen wird. Na — besten Dank, und gute Reise!" Er trippelte an seinem dicken Stock davon. Peter und Bianca sahen einander an. Wenn das nicht das tollste Abenteuer war! Sie nahmen sofort ein Zimmer in einem ersten Hotel, nicht im „Des Princes", wo Milhaud wohnte, und fuhren tags darauf über Genua nach dem Süden: außer den italienischen Nichtstuern vor den Kaffeehäusern waren sie die glücklichsten Menschen unter dieser gelb flammenden Sonne. —

Viele Monate später lasen sie in einer deutschen Zeitung folgende Notiz:

Emanuele Gaspard Conti in Monte Carlo verhaftet!

Man hat soeben den Chef der großen Verbrecherbande, deren einzelne Mitglieder noch unbekannt sind, in Monte Carlo verhaftet. Conti, der auch unter dem Namen Milhaud auftrat, und angeblich ganz einfach Duval heißt, hatte falsches französisches Geld hergestellt (wie und wo ist noch fraglich) und es nicht auf die riskante gewöhnliche Art in Umlauf gesetzt, sondern er war auf die folgende originelle Idee gekommen: er machte sich an arme Teufel heran, die ihr ganzes Geld verspielt hatten, und bat sie, für ihn, der in der Maske eines Greises auftrat, zu spielen. Er stellte ihnen eine große Summe zur Verfügung, zehn Prozent des Gewinnstes gehörten ihnen. Er muß auf diese Weise Millionen verdient haben, die man allerdings nur zum Teil bei ihm fand. In seinen Aufzeichnungen haben sich viele Namen solcher Helfer feststellen lassen, so ein Michel, ein René, eine Charlotte, ein Peter, ein „Herr X" usw. Es ist aber unwahrscheinlich, daß sich diese Leute, die im guten Glauben gehandelt haben dürften, melden werden. Die Polizei . . ."

Peter küßte seine Frau auf den Mund: „Mädchen! Weiß der Himmel, daß das unwahrscheinlich ist! Wir haben unsere Hochzeitsreise im „guten Glauben" ehrlich und sehr aufregend verdient. Aber sehr!"

Das Geheimnis von Thermet.

Das Schloß der gräflichen Familie Thermet in der Nähe von Lyon ist vor kurzem von einem amerikanischen Millionär erworben worden. Mit diesem Schloß ist eine romantische Geschichte verknüpft, die, wie man behauptet, nicht zuletzt dazu beitrug, daß der Amerikaner das alte Schloß erwarb. Im Jahre 1827 wurde in Lyon eine Verschwörung gegen den demals regierenden König Karl X. entdeckt. Als die Verschwörer sich unsicher fühlten, flüchteten sie ins Ausland. Nur der junge Dichter St. Cray hatte keine Zeit, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich, jung und schön wie er war, als Mädchen zu verkleiden; in dieser Verkleidung gelang es ihm, unter den Augen der Soldaten, die auf Befehl des Königs Lyon besetzten, zu flüchten. Der junge Verschwörer suchte das Schloß der Gräfin Thermet auf. Die Gräfin, durch ihre Schönheit und Intelligenz bekannt, führte eine Scheidungsklage gegen ihren Mann, durfte aber vor Ausgang des Prozesses ihr Schloß nicht verlassen. Die Gräfin engagierte das vermeintliche junge Mädchen als Kammerzofe. St. Cray eröffnete seiner Retterin, wer er sei. Die Gräfin gab ihm das Wort, ihn unter keinen Umständen zu verraten. St. Cray verliebte sich in die schöne Gräfin, die mit ihm nach England flüchten wollte.

Eines Tages wurde dennoch der Aufenthalt des steckbrieflich verfolgten Verbrechers durch Indiskretion des Dienstpersonals der Polizei mitgeteilt. Soldaten erschienen vor dem Schloß und besetzten alle Ausgänge. Die Gräfin drückte auf einen Knopf in ihrem Schlafzimmer, worauf sich ein großer Spiegel wendete. In dem Versteck sollte der Geliebte warten, bis die Haussuchung zu Ende war. Mittels einer Schnur konnte man ein geheimes Fenster öffnen, denn sonst wäre der Insasse des Verstecks unweigerlich dem Erstickungstod preisgegeben worden. Kaum hatte sich St. Cray hinter dem Spiegel versteckt, als die Soldaten in das Schlafzimmer eindrangen. Auf die Frage des Offiziers, der den Aufenthalt des Gesuchten wissen wollte, erwiderte die Gräfin: „Finden Sie ihn, wenn Sie können." Der Offizier ließ die Gräfin von drei Soldaten bewachen, und unternahm eine Haussuchung, die die ganze Nacht in Anspruch nahm. Der Verfolgte wurde nicht gefunden, die Gräfin aber verhaftet und nach Paris überführt, wo sie drei Jahre in strengster Einzelhaft verbrachte.

Als die Revolution des Jahres 1830 Karl X. stürzte, wurde die Gräfin Thermet freigelassen. Ihr Scheidungsprozeß war inzwischen beendet, und Graf Thermet hatte bereits eine andere geheiratet. Die Gräfin wartete auf St. Cray, denn sie war fest überzeugt, daß er das Versteck verlassen hatte. — Im Innern desselben befand sich nämlich ein anderer Knopf, der das Öffnen der Tür von innen veranlaßte. Der Name St. Cray stand in allen Zeitungen. Die Gräfin suchte eine Versammlung auf, in der ihr Geliebter auftreten sollte, und sie konnte sich überzeugen, daß ein Usurpator sich den Namen St. Crays angenommen hatte. Der richtige St. Cray war verschwunden. Enttäuscht kehrte die Gräfin in ihr Schloß zurück. Eines Tages drückte sie in Gedanken den Knopf der Spiegeltür. Die Tür öffnete sich, und sie sah ein Skelett in dem Anzug einer Bäuerin. An der Innenwand konnte die Gräfin folgende Worte lesen: Die Schnur ist zerrissen. Ich kann das Fenster nicht öffnen. Ich ersticke und denke an Dich. Lebe wohl!"

Bunte Chronik

* **Der Gedächtnislose mit dem Glasschneider.** Bei ihrer Suche nach den Verbrechern, die in wenigen Tagen mehr als tausend große Spiegelscheiben Londoner Geschäftshäuser zerschnitten haben, stieß die Polizei auch auf einen verdächtigen Mann, der sein Erinnerungsvermögen verloren haben wollte. Es war für die Polizei sehr spannend, seine Erzählung anzuhören, daß er nicht wisse, wie er in eine elektrische Straßenbahn gekommen sei, während er doch mit seinem Motorrad seine Wohnung verlassen habe. Für noch wichtiger aber hielt die Polizei einen Glasschneider, der ihr bei der Durchsuchung der Taschen des Gedächtnislosen in die Hand fiel. Die Polizei glaubte sich schon an der Wurzel alles Übels, aber der Mann erklärte seelenruhig, daß ihm der Sinn des in seinem Besitz gefundenen Instrumentes nicht klar sei. Auch der Polizeirichter konnte zunächst gar nichts mit ihm anfangen. Erst am nächsten Tage wußte der Mann mitzuteilen, daß er Stickells heiße und aus einem Londoner Vorort stamme. Nun erinnerte er sich auch, daß er den Glasschneider einmal gebraucht habe, um für einen Steinkrug mit eingemachten Bohnen einen Deckel aus einer zerbrochenen Fensterscheibe auszuschneiden. Der Mann mußte schließlich seiner Familie sofort wieder ausgeliefert werden, weil sich alle seine nach und nach in sein Gedächtnis zurückkommenden Angaben als wahr herausstellten. Es lag ein sonderbarer Fall von Gedächtnisverlust vor.

* **Die Regenwurmfarm von Alhambra.** Ein recht eigenartiges, aber deshalb nicht weniger einträgliches Gewerbe betreibt ein Regenwurmzüchter in Alhambra (Kalifornien). Obgleich seine „Farm" erst dreieinhalb Jahre besteht, wurden in dieser „Saison" bereits mehr als eine halbe Million Regenwürmer abgesetzt. Die Tiere erhalten als einziges Futter Maismehl. Wenn sie so weit herangewachsen sind, daß sie für den Markt "reif" werden, wozu etwa zwei Jahre erforderlich sind, steckt man sie, in Moos verpackt, in Blechdosen nach Art der Konservenbüchsen, worin sie, ohne weiterer Pflege zu bedürfen, sechs Wochen und länger leben können. Die Farm ist heute schon imstande, den halben Bedarf der Vereinigten Staaten an Regenwürmern zu decken.

Lustige Rundschau

* **Das Geheimnis.** „Du, Elly, ist das wahr, daß Lilly einen geheimen Kummer hat?" — „Aber natürlich! Hat sie dir denn noch nicht davon erzählt?"

* **Relativ.** Die Feldmann läßt das Protzen nicht. „Früher hatte ich drei Dienstmädchen", sagte sie. — Meint Runks: „Hintereinander."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.